

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 10

Artikel: Der Zirkusakt
Autor: Tauber, Herbert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079691>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Zirkusakt

Von Herbert Tauber



n letzter Zeit beginne ich mir Gedanken zu machen über die fixen Ideen meines Buben. Ein Besessensein von Wünschen zeigt sich bei ihm, das mich ängstigt. Man sollte froh sein über alles, was hinausstrebt über den engen häuslichen Horizont, gewiß. Doch erschreckend ist diese fast manische Fixierung: jetzt ist es ein teurer Filmapparat, er muß ihn unbedingt haben, spart, drängt, hofft. Sein Reden ist endlos, läßt sich nur durch autoritäres «Halt» abschneiden.

Ich habe eine psychologisch geschulte Freundin gefragt, ob ich mir Sorgen machen sollte darüber, und sie hat, wie ich kaum anders erwartet habe, energisch den Kopf geschüttelt und für väterliches Verständnis plädiert. Und doch bin ich nicht ganz beruhigt. Zu sehr erinnern mich diese fixen Ideen an meinen Jugendfreund Wilhelm Müller, den ich vor vier Wochen nach langen Jahren als Wladimir Marek, Tierbändiger, plötzlich unter einem halben Dutzend bengalischer Königstiger im Zirkus wiedersah. Auch bei dem, so verriet er mir, beganns mit einer Fixierung, einer völlig harmlosen, kindlichen Sache. Und nun? Nein, ich möchte meinem Sohn eine ruhigere Laufbahn gönnen.

Darum, ich kann mir nicht helfen, will mir bei seinen endlosen Gesprächen über die Filmkamera — ob eine japanische, eine schweizerische oder eine deutsche —, bei der Bemerkung, er werde sich als Zeitungsvertrager das fehlende Geld dazuverdienen, keine jener väterlichen Ergänzungen einfallen, mit denen man die sorgende Liebe wenigstens andeutungsweise zum Ausdruck bringen kann.

Jeder Erzieher wird mir zwar sagen, die Besessenheit von Kamerawunsch sei ganz natürlich. So ein Ding, glänzend mit Chromhebelchen, surrend, hat gerade für die pubertierende Jugend auch etwas von erotischer Würde. Es wird bald abgelöst werden durch die wahre Sache, die Hinwendung zu den Mädchen und Frauen, die ja zu noch viel größeren, unsinnigeren, aber nach allgemeiner Überein-

stimmung durchaus normalen, ja erfreulichen Fixierungen führt.

Ganz verschont war auch ich nicht gewesen von jugendlichen Fixierungen. Ich hatte sogar eine sehr merkwürdige gehabt. Ein Äffchen wollte ich haben! Ich war, glaube ich, elf oder zwölf Jahre alt; es dauerte einige Monate; wie muß ich meine Eltern gequält haben! Ich las alle Angebote im Tagblatt, und in der Erinnerung erscheint es mir erstaunlich, wieviele Affen damals in Zürich zu verkaufen waren. Ich strich die Anzeigen an, schnitt sie aus, legte sie dem Vater in den Suppenteller. Es ging von Woche zu Woche, bis einmal die Mutter die Suppe über so ein Inserat hingob.

So fand denn mein Vater unversehens das hübsche, nur in gute Hände abzugebende Seidenäffchen als Papier zwischen seinen Zähnen und — ich wage meiner Erinnerung hier fast nicht Glauben zu schenken, denn er war ein sanfter, lieber Mann, aber das Unglaublich-Würdige scheint doch geschehen zu sein — er spie das Papier in meinen Teller hinein, der allerdings zum Glück schon fast leer war, begann zu schreien und zu toben, mich selbst einen Affen und Kindskopf zu nennen, und ich glaube, meine Affenfixierung nahm damals ein plötzliches Ende. Hätte sich mein Vater nicht diese gewiß wohlzuende Entladung gegönnt, so wäre ich vielleicht auch noch Tierbändiger oder sonst so etwas Ausgefallenes geworden wie mein Kindheitsfreund Wilhelm, statt mehr oder weniger geruhsam dahinzuleben als Vertreter für amerikanische Büromaschinen.

Ich hatte Wilhelm längst aus den Augen verloren, als ich ihn bei einem Zirkusbesuch als Dompteur mit einer tressenbesetzten goldfarbenen Jacke mitten unter bengalischen Tigern, die er meisterhaft zu dirigieren wußte, wiedererkannte. Der Zirkusdirektor Dr. h. c. Meister, den ich wegen einer Buchhaltungsmaschine aufsuchen mußte, war zum Glück ein rasch entschlossener Käufer. Er versprach, eine Begegnung mit Wilhelm zu verabreden — bei der ich auch den unter-

schriebenen Kaufvertrag abholen könne.

Anderntags bei Kasse drei: ein verführerisch schönes Mädchen reichte mir den Vertrag, den ich blindlings, um keinen Blick auf sie zu verlieren, in die Aktenmappe steckte. Während sie durchs Telephon Willy benachrichtigte, dachte ich an neue, nie dagewesene Zirkusakte, mit denen ich auftreten und mich in einer Doppelexistenz (nur Abendvorstellungen!) an dies elfenhafte Wesen heranpirschen könnte.

«Hugo!» «Willy.» Ein fester Händedruck, ein intensiver Blick. In seinem kleinen Wohnwagen kochte er mir Tee, und während er noch damit hantierte, fragte ich schon: «Wieso wirst du Dompteur?» «Die Wege zum Ruhm...», sagte er. «Merkwürdig, mir ist, es begann mit einem weißen Kaninchen.»

Er hatte, so erwies es sich, zur gleichen Zeit, da ich mir so heiß ein Äffchen gewünscht hatte, den ebenso unerfüllbaren Wunsch nach einem weißen Kaninchen gehegt. Wo hätte es Platz gehabt? Das Mietshaus, in dem wir wohnten, hatte keinen Garten, sondern nur einen ziemlich düsteren, langen von den Rückseiten zweier Häuserzeilen eingefaßten Hinterhof, in dem die Dämpfe aus den Waschküchen aufstiegen und das Knallen der Teppichklopfer abgelöst wurde vom melancholischen Gebell großer Hunde, die mit heuchlerisch kummerverzerrtem Ausdruck vor den Küchenfenstern die Herzen der Hausfrauen zu rühren suchten.

Willy hatte seinen Vater mit der gleichen zähen Besessenheit wegen des Kaninchens bedrängt, wie ich meinen wegen des Äffchens. Er erfuhr wie ich das Nein in den verschiedensten Tonarten, von der gütig erklärenden Abweisung bis zum unbeherrschten gegen den gelegneten Himmel wiehernden Notschrei der endgültigen väterlichen Verzweiflung. Doch es geschah ein Wunder, nach all den Nein ein Ja, aber nicht vom Vater.

Schulaufsatzt «Mein liebster Weihnachtswunsch» — aber nur erfüllbare,



Illustration Heinz Stieger

bescheidene Wünsche, keine Allotria, hatte der Lehrer befohlen. Willy schrieb über das Kaninchen. «Mit meinem Herzblut», wie er sagte. Der Lehrer war nicht zufrieden. «Wo soll es denn schlafen?» «In meinem Bett.» «Unsinn, hast du je einen Kaninchenstall ausgemistet? Nein? dann kannst du dir auch nicht ausdenken, wie dein Bett aussehen würde!» «Das würde mir nichts ausmachen.» «Dir nicht, du kleines Schweinchen, aber deiner Mutter.» Das Hohngelächter der Klasse trieb ihn zum Äußersten. «Ich bin kein Schwein, Sie sind eins.»

Die Weltordnung in Frage gestellt, der Lehrer ingrimmig mit fleckiger Zornesröte fuchtelte schimpfend mit

flächig ausholender Ohrfeigenhand in der Luft. Es war, wie bei mir, die große erzieherische Peripetie.

Doch der Lehrer, Manz hieß er, begnügte sich nicht mit diesem Fest der Tobsucht und Hemmungslosigkeit. Manz wollte Gerechtigkeit, und dies bedeutete Strafaufgabe. Willy mußte nachsitzen, drei Seiten im Buch abschreiben. Draußen jauchzten die Kinder im ersten Schnee des Jahres, ein Schneeball, Hohn oder heimliches Freundschaftszeichen, prallt weich gegen die Scheiben. Willy wird abgelenkt, ein Klecks verdirbt die erste Seite; vor Verzweiflung hört er zu schreiben auf, weint, wimmert, schläft vor Müdigkeit überwältigt ein.

Als er erwachte, war der Lehrer weg, draußen schwarze Nacht, kein Jubeln spielender Kinder, Totenstille. Auf der Wandtafel in großen Lettern: «Wenn du erwachst, bist du frei.»

«Ich sollte durch die dunklen Straßen heim», sagte Wilhelm.

Zuerst die dunklen Gänge des Schulhauses. Ich erinnerte mich: Linoleum, gewichst mit einem Öl, dessen Geruch uns nach den Ferien immer als der Inbegriff eines tristen Verhängnisses in die Nase stach. «Und in den Gängen die Angst vor dem Wolfshund. Du weißt doch, Rex!» Es war der bissige Schäferhund des Schuwarts, und als Wilhelm sich vorsichtig durch die Gänge stahl, in die das Licht

Der Zirkusakt

einer Straßenlampe bleiche, schiefe Gittermuster legte, zitterte er vor Angst, daß das Untier, das in der Nacht durchs Schulgelände streifen durfte, auf ihn stoßen würde. Er war noch nicht bis zur Treppe gekommen, als er schon wildes Gebell hörte. Todesschreck, Versuch, sich in das nächste Schulzimmer zu retten, die Türe verschlossen, die nächste auch, das Bellen immer näher, die übernächste Türe schon gar nicht zu öffnen versucht, endlich, die Bestie schon ganz nahe, das eigene Schulzimmer, offen, noch erleuchtet, hinein, die Türe zugeschlagen und mit aller Kraft dagegengestemmt, da das Bellen, Jaulen und Japsen nun auch noch in Sprünge gegen die Falle ausartete.

«Ruhig Rex!» Eine Stimme, eine Mädchenstimme, Rettung, Erlösung, blond.

Sie war fünfzehn, blühend, «ein Sehnsuchtsbild», sagte Wilhelm, «blaue Augen», ergänzte ich, «natürlich», sagte er, «und dicke Zöpfe mit zinn-oberroten Seidenbändern.» «Vier oder fünf Jahre älter als du», sagte ich, «ja, das schon, das wars eben», sagte er. «Was denn?» frage ich. «Warte nur», sagt er.

Sie fragte, wer da sei. Die tränenerstickte Kinderstimme «Ich» entlockte ihr ein Lachen. «Mach auf, ich halte den Hund!» Er macht auf, vorsichtig, schreckhafter Blick auf das knurrende, zähnefletschende Ungeheuer, das von einer zarten Mädchenhand sofort eins über die grimmige Schnauze erhält. Fragen, stotternde Erklärungen mit abwechselnden Blicken aufs Untier und die rosig-blonde Schönheit, Glücksgefühl, wie an jenem Morgen über den ersten Schnee, «eine andere Art von Neuschnee», sagt Wilhelm, und ich nickte zustimmend, was ihn sichtlich beglückt. Unter zornigen Bemerkungen über den Lehrer bringt sie ihn zuerst zu ihren Eltern – daß das Schulhaus eine gemütliche Hauswartswohnung enthielt, die jetzt von frischem Weihnachtsgebäck duftete, war schon eine beglückende Überraschung. Das Mädchen, Lisbeth, brachte ihn durch die verschneiten Straßen heim. «Wir hiel-

ten uns an der Hand und es schneite in dicken Flocken, und die Gaslaternen damals, mit dem gelblichen Licht, du weißt, wie schön das war.»

Manz machte sich Gewissensbisse. Die Episode rief nach Ausgleich, sonst hätte er nicht ruhig schlafen können. Das weiße Kaninchen – Sühneopfer, dargebracht auf dem Altar der Pädagogik – es wurde Wilhelm doch noch geschenkt, von Manz persönlich, ein junges, hübsches Tier, das zu unermüdlichem Streicheln und Herzen einlud. Und — der pädagogische Meisterstreich des wackeren Lehrers! — er hatte auch eine Bleibe gefunden für das Tier: der Hauswart besaß im Schulgarten einen Kaninchenstall. Lisbeth fütterte die Tiere, putzte die Ställe und war bereit, auch Wilhelms Tierchen aufzunehmen — wenn er nur mit Putzen und Füttern helfen wollte.

«Nichts lieber als das! Das weiße Kaninchen, das blonde Mädchen, das weiße Fell, die goldenen Zöpfe — es gibt Bilder eines Malers», sagte Wilhelm, «bei dem treten einzelne Gegenstände wie aus Wolken in eine träumerische Beziehung zum Betrachter.»

«Chagall?» fragte ich.

«Mag sein, Namen spielen keine Rolle, mich umschwebten diese Requisiten der Seligkeit. Ich wurde Page und Knappe und Sklave. Im Frühling gingen wir zusammen Löwenzahn sammeln am Straßenrain am Strand, der damals noch nahe war, gegen den Käferberg hinauf oder am Milchbuck. Meine Hände waren immer fleckig vom Saft der Wolfsmilch, die aus den Blättern floß. Ein Feldweg, ungefähr dort wo heute die genossenschaftliche Wohnsiedlung und die Paulskirche liegen, der war am ergiebigsten. Dort ruhten wir uns öfters unter einem Holunderbusch aus, und einmal sagte sie mir, ich sei ihr Kaninchen und küßte mich.»

«Ach ja?» sagte ich. Zu oft habe ich die Erfahrung gemacht: solche Dinge sind immer nur den andern geschehen, mir nie!

«Ja», sagte Wilhelm in leichtem Erstaunen und Triumph über meinen sichtbar gewordenen Neid. «Meine

Hingabe an Lisbeth und das weiße Kaninchen kannte keine Grenzen. Ich zeichnete beide auf die Fließblätter all meiner Hefte.»

«Also vollkommene Seligkeit.»

«Ja, oder vielmehr nein. Es machte mir zwar nicht allzuviel aus, daß die Kameraden mich nur noch den Silberchüngel nannten. Doch heimlich stachelte mich ihr Spott an. Das Kaninchen, die vorsichtigen Zärtlichkeiten, meine Anbetung, das alles war mir nicht genug. Rex, der Wolfshund, dieses Untier, vor dem alle Schüler den größten Respekt hatten, war in Lisbeths Hand ein schmeichelndes, wedelndes, folgsames Wesen. Mir schien, auch ich sollte Rex zu dieser Verwandlung bringen können. Er sollte auch mir die Hand lecken. Doch der Hund wollte nicht. Er war gerade knapp dazu zu bringen, mich nicht anzufallen, sich nach einem vorsorglichen Knurren in den Winkel zurückzuziehen, in den er verbannt wurde. Und wenn er uns beim Futtersammeln begleitete, behandelte er mich als Luft.

In der Gegend des Milchbucks, wo jetzt Häuschen mit winzigen Gärten stehen, lag zwischen einer Gruppe von Bäumen und Büschen inmitten von Wiesen und Feldern der kleine zoologische Garten des alten Eggenschwiler, des Mannes, der das Standbild des Löwen beim Hafen Zürich-Enge gemacht. Die Hauptsache war ein Löwenzwyer, wo das königliche Tier nicht hinter Gittern, sondern über einen offenen Wassergraben hinweg in einem kleinen, von dichten Büschen umrandeten Stück Land zu sehen war. Neben diesem Freiluftgehege, das uns Kindern ungeheuer einleuchtete, gab es einige Käfige mit dicken, rostigen Eisengittern, in denen andere Tiere wie zur Strafe schmachteten, vor allem zwei riesige streitsüchtige Bären, Panther und, wenn ich nicht irre, auch ein Wolf. Sehenswürdig war auch das von langem, grauem Haar umflutete Löwenhaupt des alten Bildhauers, der meistens irgendwo still dasaß, umgeben von riesigen steinernen Löwenhäuptern oder -masken – «ein Künst-

ler, der seinen Gegenstand gefunden hatte», wie Professor Schinz kürzlich in einem Gedenkartikel geschrieben hat.

Diesen kleinen Zoo haben wir mehrmals besucht. Rex wurde draußen angebunden und bewachte die alte Schürze, in die wir die Löwenzahnblätter eingewickelt hatten. Diese Bestien, die einen eingezwängt, die anderen in herrlichster Vortäuschung der Freiheit, der stille alte Mann, von dessen Freundschaft mit dem Löwen man völlig phantastisch klingende Geschichten erzählte, meine innere Unruhe wegen Lisbeth – du kennst doch jene Paradiesdarstellungen, wo der Löwe neben dem Lamm ruht. Es war für mich alles einleuchtend, der Löwe mein erträumter Freund und Helfer, Brautführer, Schicksalsführer, für Lisbeth und mich, Rex ihm gegenüber zur Zwergehaftigkeit verringert, daneben die häßlichen andern Bestien in enge Käfige eingesperrt: die Bosheit der Welt, büßend.

Eine Mischung aus Raubtiergeruch und dem herben Duft der Wolfsmilch blieb auf immer mit meinen frühen Leidenschaften verbunden.

Das Kaninchen, einst Gegenstand der grössten Sehnsucht und aller Zärtlichkeit, war sehr rasch durch Lisbeth verdrängt worden. Ich schenkte es dem Mädchen, als ich die Schule verließ.

Lisbeth hatte einen Freund, der älter war als ich. So schlecht er in Schreiben, Lesen und Rechnen war, so tüchtig war der Junge, er hieß Köbi, an Barren und Reck und auf dem Spielplatz. Er war unser aller Held. Du erinnerst dich sicher an ihn.

«Nein – doch das spielt keine Rolle. Erzähle weiter: er lehrte Lisbeth, und sie lehrte dich!»

«Er lehrte Lisbeth und sie lehrte mich», wiederholte Wilhelm nachdenklich. «So wäre es gekommen, wenn ich nicht eine so reinliche Erziehung gehabt hätte! Das Zirkusleben hat mich seither in Abgründe blicken lassen. Doch damals, nein. Ich blieb bewahrt. Die Heiterkeit der Jugend blieb ungetrübt. Lisbeth war eine gesunde,

lebensfrohe Natur, und ich denke immer noch mit tiefer Dankbarkeit an sie. Wir wurden nicht einfach durchs Leben auseinandergeführt. Es kam zu einem Bruch. Sie hat – wie soll ichs nur sagen? Es war vielleicht nichts Besonderes, doch mich erschütterte es. Sie hat mich einmal besonders lang und leidenschaftlich geküßt.»

«Nur das?»

«Nur? Ich war entsetzt, verabscheute sie. Vielleicht hatte sie auch vorher Zwiebelwähre oder Rettich gegessen – heute weiß ich nur, daß es aus war.»

«Interessant», sagte ich enttäuscht. Und du warst gerettet.»

«Du hast wohl deine Bemerkung, ich sei gerettet gewesen, ironisch gemeint. Aber glaube mir, ich meine es ernst. Die Ungeduld der Jugend, die alles erfahren, ausprobieren will, auch Dinge, deren Größe, Ernst und Schönheit sie gar nicht erfassen kann, diese absurde Ungeduld der kleinen, unferigen Menschen, die doch noch das ganze Leben vor sich haben, sie kann vieles zerstören.»

«Wie kamst du mit solchen Ansichten zum Zirkus?»

«Deine Frage trifft ins Zentrum. Ich war ja auf dem besten Weg, ein wohlbestallter Geschäftsmann zu werden. Rohbaumwolle en gros, ein vornehmes Geschäft am Talacker. Man war stolz, mit dabei zu sein, Galveston, New Orleans, Liverpool, Le Havre und Bremen waren Nachbarstädte, Kabel funkteten hin und her. Als ich dort die Lehrzeit machte, herrschte ein lebhafter Betrieb. Man sah die Schiffe, die man beim Namen kannte, die Weltmeere durchpflügen.

Es kam dann die große Flaute der dreißiger Jahre, die große Krise, das Nichtstun. Die Firma war anständig, entließ keinen – ich war inzwischen Angestellter geworden – wir saßen umher, erzählten uns Witze und Lebensläufe. Jeder packte aus: es war nicht viel. Lebensläufe zur Auswahl, garniert durch kleine Schweinereien, die jeder noch übertrieb. Auch ich mußte erzählen. Es fiel mir die längst vergessene Geschichte mit dem Kaninchen und mit Lisbeth ein. Ich reicherte

sie sogar ein wenig an, mit einer Verführungsszene in einer Waldlichtung. Sie sagten mir sofort alle auf den Kopf zu, daß dies erfunden und ich noch immer völlig grün sei.

Die Gedanken an die Lisbeth-Geschichte und die Scham über die Entlarvung meiner Aufschneidereien machten mich unternhungsgeistiger, und meine Veranlagung oder Erziehung trieb mich fast sofort in ein Verlöbnis. Meine Eltern waren begeistert. Endlich!

Ich aber verbrachte schließlich meine Freizeit abwechselnd mit zwei Dingen: Entweder Arm in Arm mit meiner Braut durch die Straßen der Stadt und ewiges Stehenbleiben vor Möbel- und Wäschegeschäften, Gespräche über die Aussteuer. Oder einsam am Strand, an Straßenrändern Löwenzahnstengel in den Händen zerreibend, am Geruch der Wolfsmilch schnuppernd, stumpfsinnig.

Ich erhielt genug Geld im Geschäft, ohne es durch Arbeit zu verdienen. Müßiggang und Geschwätz gefielen mir nicht. So eine Familie gründen? Nein. In der Jugend ist man voller Lebensernst – es sollte auch nicht anders sein – oder bist du anderer Meinung?»

Wie viele meiner Freunde bin ich darauf eingestellt, unserer Jugend einiges von jener Verkrampfung zu ersparen, die uns die ersten Schritte ins Leben erschwert hat. «Nicht gar so ernst!» ist unsere Parole. Nun im Zirkuswagen diese ganz andere Parole! Es kam mir vor, als ob ich mit meinem geschäftigen Getriebe nichts als ein regelrechter Clown sei, der zwischen den wichtigen Auftritten, während des Spannens des Sicherheitsnetzes oder des Hereinschiebens des Raubtierkäfigs ein bißchen Allotria treiben darf, während mein Freund in seiner Konfrontation mit den Bestien das Wesentliche vollziehe.

«Heute würde man einfach die Stelle wechseln», sagte Wilhelm. «Damals blieb jeder, wo er war. Jede Stellensuche war hoffnungslos.

Eines Abends begnügte ich mich nicht mehr mit dem Zerreiben von Lö-

Der Zirkusakt

wenzahnblättern. Ich suchte nach dem kleinen Eggenschwiler Zoo. Er war verschwunden. Statt dessen fand ich in jener Gegend, auf der Strickhofwiese, einen riesigen ausländischen Zirkus. Ich besuchte die Menagerie, sog den Raubtierduft, den Ammoniak-, Heu- und Sägespänegeruch der Ställe ein, schaute auf gräßliche Gebisse, glänzendes Fell, riesige Muskelmassen, auf ratlose suchende Tieraugen. Berauscht, Spiegelbild, Herausforderung, Verlockung, Heimkehr und Flucht in einem – jetzt kann ich darüber reden, damals war ich völlig verrückt.

Das wäre vorbeigegangen, doch ich traf Köbi.

«Als Zirkusartist?»

«Das war er gewesen, doch er hatte sich bei einem Sturz die Beine gebrochen, und nun humpelte er mit Besen, Rechen und Eimer zwischen den Tierkäfigen herum, sprach mit jedem Tier. Ich begrüßte ihn mit

Handschlag, er stellte den Eimer ab, lehnte auf den Rechen wir sprachen.»

«Über Lisbeth?»

«Erst später. Zuerst über seine Laufbahn, sein Unglück, seine Arbeit.»

«Und Lisbeth?»

«Sie hatte ihn angespornt. Ein Kuß fürs Überqueren der Limmat auf dem Geländer des eisernen Stegs beim Drahtschmidli, fünf Küsse für den Handstand auf dem Geländer der Bahnhofbrücke – ein kindliches Spiel, das sie schließlich zu seiner Geliebten und ihn zu einem Artisten machte. Sie steuerte bald einer Heirat entgegen – nicht mit ihm.»

«Und so hat er dich für den Zirkus gewonnen?»

«Nicht sofort. Ich kam einigemale hin, er staunte, blieb freundlich. Da er gescholten wurde, daß er zuviel Zeit mit mir verschwatzte, sagte er, ich sollte mit auf die Tournee, sie suchten einen Tierwärter. Ich nahm es als Scherz auf, dann wurde daraus eine

Versuchung, schließlich ein Anruf, fast ein Befehl.»

«Andere gingen in die Fremdenlegion», sagte ich.

«Genau das», sagte Wilhelm, «nur daß es bei mir kein bloßes Wegrennen war, sondern, wie ich glaubte, ein echtes Suchen.»

«Hast du gefunden?»

Er war aufgestanden und hatte eine dicke Mappe geholt, in der Zeitungsausschnitte mit Berichten über seinen Auftritt aufbewahrt waren. Statt mir die Mappe zu zeigen, klappte er sie auf meine Frage hin zu und lächelte mich schweigend an. In Erwartung seiner Gegenfrage, ob ich gefunden hätte, rekapitulierte ich schnell: «Liebe Frau, drei fröhliche Kinder, anständiges Einkommen», doch gleichzeitig erhob ich mich und schaute auf die Uhr, murmelte «die Zeit läuft mir weg.»

Wilhelm nötigte mich nicht zum Bleiben, doch wir sprachen im Stehen

Ich liebe das Exquisite. Etwa «Leipziger Allerlei», eine herrliche Gemüseplatte aus Erbsen mit Karotten, einigen Silberzwiebeln, evtl. Schwarzwurzeln oder Schnittspargeln. Als Clou noch dazu eine Dose Lorcheln au naturel (oder getrocknet in Beuteln). Alles zusammen in Butter leicht gedämpft. Mmm !

Stofer Lorcheln

sind eine Spezialität der
Pilz-Konserven AG, Pratteln



noch etwas weiter. Er hatte fast ein Jahr lang die Käfige geputzt, die Tiere gefüttert, bevor ihn der damals berühmte Dompteur Karl Sprenger entdeckt und mit väterlicher Sorgfalt zum Nachfolger herangezogen hatte. Enttäuscht über die große Angst, die er beim Eintreten in den Dressurkäfig empfunden, hatte er sich bei Sprenger zuerst selbst als unfähig bezeichnet, doch dieser hatte die Angst als etwas Natürliches, ja, als Voraussetzung der liebevollen Sorgfalt bezeichnetet, mit der allein man es in diesem Beruf zu etwas bringe.

Zuletzt sagte Wilhelm noch: «Ich habe einige Spanienkämpfer kennengelernt. Und auch einige, die gegen Hitler etwas unternehmen wollten. Konfrontation mit den Bestien, Versuche, die Brüderlichkeit zu stiften im Raubtierkäfig dieser Welt. Ich hatte mein Spanien und meinen paradiesischen Traum immer bei mir, brauchte keine Kriege um einer Utopie willen, hielt immer nur meine eigene Haut hin. Die Artisten, die sich selbst verrenken, gefährden, erhöhen, erniedrigen, am hohen Trapez und als Clowns in der Arena, die das Gelingen und das Mißlingen für euch alle zelebriren – sie kommen mir als Gralshüter einer Wahrheit vor. Damals, als Hitler sozusagen alle Raubtierkäfige in Europa öffnete, ist mir diese Wahrheit aufgegangen. Sie hat mich vielleicht davor bewahrt, mitgerissen zu werden von dem Taumel.

Ich fand auch Lisbeth, sozusagen – Bürgersfrauen, wie sie eine geworden war, brave Damen, die den Dompteur aufsuchten, vielleicht nur deshalb, weil es keine Kavallerieoffiziere mehr gibt, die eine Uniform tragen, wie er sie trägt, vielleicht auch, weil sie träumen von Raubtierdurst und Mänadenfreiheit nachgehen wollten. Der Reiz solcher Begegnungen verbraucht sich rasch. Ich fühlte mich zurückversetzt in mein Geschäft, die von Abenteuerchen garnierten Lebensläufe.»

Ich kam später als gewöhnlich zum Nachtessen heim, und meine Familie war voller Fragen. So begann ich ausführlich zu erzählen, fand auch, daß

ich durchs Erzählen mir erst einiges klarlegen müsse. Als darum mein Bub mich unterbrach und sagte: «Kannst du ihn nicht fragen, ob wir nicht das Zirkusleben hinter den Kulissen photographieren dürfen – oder noch besser filmen, ich habe jetzt eine herrliche japanische Kamera im Discount Center gesehen –» gab ich ihm unvermittelt eine gewaltige Ohrfeige.

Gebrüll, bissige Bemerkungen meiner Frau über meine pädagogischen Gaben, Sticheleien (vor den Kindern!) über ältliche Narren, die sich in Zirkustänzerinnen vergaffen, großer Raubtierakt meinerseits mit schreienden Hinweisen auf mein sauer verdientes Geld, den drohenden Herzinfarkt. Kurz, es gab auch schon gemütlichere Feierabende, und in die Sorge, was die Nachbarn von unserem Gebrüll denken würden, mischte sich die bittere Scham darüber, daß das Einfamilienhaus, in dem man sich ungestört hätte austoben können, wohl für immer ein leerer Traum bleiben müsse.

Die Frau ging früh ins Bett, und bei einem Glas Veltliner ließ ich alles abklingen. Zuletzt überraschte ich mich dabei, wie ich auf den weißen Rand der Zeitung den Reingewinn ausrechnete, den mir der Verkauf der Buchhaltungsmaschine an den Zirkus eingebracht hatte. Eine hübsche Summe.

Ein neuer Schluck Veltliner, Gedanken an längst vergangene Skitage im Bündnerland, Ostern in der überfüllten Grialetschhütte, nur ein Tisch, den ich mit einem andern teilen muß, als Schlafplatz frei. Am andern Tag bei strahlendem Himmel über den Gletscher hinauf zum Gipfel, stiebend hinab, am Abend Übergang zum Flüelahospiz, dort warmes Essen, Veltliner, ein Bett. Man hatte gelebt, wenn auch nicht im Scheinwerferlicht der Manege und im rauschenden Beifall der Zuschauertribünen, so doch oft unter einem klaren, starken Licht, und was ging über die stumme Gegenwart der tausend verschneiten Gipfel, die mit den Lawinen auch ihre Raubtieratzen ausstreckten!

Die Befriedigung über diese Erinne-

rungen wollte nicht anhalten. Week-endträumereien, Flucht vor dem Alltag, in dem man mitgeschwemmt wurde wie ein Kork auf dem Wasser! Wilhelm hingegen hatte seine ganze Existenz einem entschlossenen Ernst unterstellt. Und doch! Was hatte er anderes getan, als sich in den Raubtierkäfig zu flüchten vor den ungeheuren weltgeschichtlichen Clownerien, die in den Jahren seit unserer Schulzeit von noch ernsteren und noch entschlosseneren Leuten angezettelt worden sind?

Der Veltliner begann seine Wirkung zu tun; zuletzt kam mir alles – Wilhelms bewußter Lebensweg, mein eigenes dahintreibendes Einströmen in vorgeprägte Formen, ja die ganze Weltgeschichte unserer Lebenszeit als eine große, fast unvermeidliche Toraht vor, so daß uns nichts anderes übrig bliebe, als zu versuchen, wenigstens die Jugend zu einem andern, vielleicht sachlicheren, auf jeden Fall hellsichtigeren Ernst heranzuziehen.

Ich warf die Zeitung mit meinem Gewinn- und Verlustgekritzel hin, griff nach einer Broschüre, die auf dem Tisch lag – ein Katalog. Rot angestrichen die japanische Filmkamera. Der Gewinn des heutigen Nachmittags würde dafür ausreichen. (Ende)

STILBLÜTEN

Es gibt verschiedene Truppengattungen, Tanker, Flapp, Infanterie, Füsilier, Sanitäter und Küchenmannschaft.

In Stans hatte der Einsiedler Niklaus von der Flieh die besseren Nerven als die Herren der Regierung.

Die Bauern- und Bürgerpartei hat ihr Ziel, daß sie das Bauern nicht aufgeben und in eine Fabrik gehen, und daß die Milch gut ist.

Zwingli fiel zu Gunsten der Katholiken in der Schlacht bei Kappel.